

(Nachdruck verboten.)

## 83) Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

„Warum sollen wir das Land nicht nehmen?“

„Daran sind wir gewöhnt — nähren uns ja vom Land!“

„Ihr habt's bequemer, das ist sicher; nehmt einfach das Geld, sonst kommt wieder Streit,“ ertönten Stimmen.

„Der Streit kommt von Euch,“ sagte der Deutsche, „wenn Ihr gearbeitet hättet, hättet Ihr auch Ordnung gehalten.“

„So darfst Du nicht mit uns sprechen, Wassili Karlytsch“, begann ein spitznäsiger, magerer Alter. „Du sagst, warum hast Du Dein Pferd ins Kornfeld gelassen; aber wer hat es hineingelassen? Ich hab' den ganzen langen Tag die Sense geschwungen, na und hin nachts bei der Pferdewacht eingeschlafen, und da ist der Gaul in Deinen Hafer gegangen, und Du ziehst mir nun das Fell vom Leibe.“

„Ihr solltet mehr auf Ordnung halten.“

„Du hast gut von Ordnung reden, unsre Kraft reicht aber nicht aus,“ erwiderte ein hoher, schwarzer, ganz mit Haaren bewachsener nicht alter Russe.

„Ich habe es Euch doch gesagt, Ihr hättet einen Zaun ziehen sollen.“

„Da gibst uns mal Holz dazu,“ trat hinten ein kleines unansehnliches Bäuerlein hervor. „Ich wollte im Sommer einen Zaun ziehen, sähug mir einen alten Baum, da hast Du mich auf drei Monate als Lausfutter ins Loch gesteckt. So hab' ich den Zaun gegogen!“

„Was sagt er da?“ fragte Nechjudow den Verwalter.

„Der erste Dieb im Dorfe,“ sagte der Verwalter auf deutsch. „Jedes Jahr wird er im Walde ertappt. . . Du lern erst mal fremdes Eigentum respektieren,“ sagte der Verwalter.

„Ja, respektieren wir Dich denn nicht?“ fragte der Alte.

„Wir müssen Dich schon respektieren, weil wir in Deiner Hand sind; Du kannst Bindfaden aus uns drehen. Thut Ihr niemand etwas zuleide, so thut man Euch auch nichts zuleide.“

„Was heißt: zuleide? Er hat mich im Sommer übers Gesicht gehauen und dabei ist's geblieben. Gegen einen Reichen führt man kleine Klage, das ist klar.“

„Und Du thu, was das Gesetz erlaubt.“

Augenscheinlich entspann sich ein Wortgefecht, bei dem die Teilnehmer nicht recht begriffen, wieso und warum sie eigentlich stritten. Nechjudow bemühte sich, auf das Wesentliche zurückzukommen, die Preise und die Zahlungsfrist zu bestimmen.

„Also wie ist's mit dem Land? Wollt Ihr es haben? Und welchen Preis bestimmt Ihr, wenn Ihr das ganze Land bekommt?“

„Ist Ihr Eigentum, bestimmen Sie den Preis.“

Nechjudow setzte einen Preis fest. Es ging wie immer: Trohden der von Nechjudow genannte Preis viel niedriger war als der ringsumher bezahlte, begannen die Bauern zu feilschen und fanden den Preis hoch. Nechjudow hatte erwartet, daß sein Anerbieten mit Freuden aufgenommen werden würde, aber Zufriedenheit kam überhaupt nicht zum Vorschein. Nur daraus konnte Nechjudow einen Schluß auf das Vorteilhafte seines Anerbietens für die Bauern ziehen, daß, als das Gespräch darauf kam, wer das Land nehmen sollte — die ganze Gemeinde oder eine Genossenschaft — ein heftiger Streit zwischen denjenigen Bauern entstand, die die Schwachen und schlechten Zahler anschlüssen wollten, und denen, welche ausgeschlossen werden sollten. Endlich wurde dank dem Deutschen der Preis und die Zahlungsfrist vereinbart, und die Bauern zogen in lärmender Unterhaltung den Berg hinab zum Dorf; Nechjudow aber ging ins Comptoir, um mit dem Verwalter einen Entwurf der Bedingungen aufzusetzen.

Alles wurde so eingerichtet, wie Nechjudow es gewollt und erwartet hatte: die Bauern bekamen Land gegen dreißig Prozent billiger, als ringsum das Land abgegeben wurde; seine Einkünfte vom Lande verminderten sich fast um die Hälfte, aber es war noch reichlich genug für Nechjudow, besonders

bei Gingerechnung der Summe, die er für den Verkauf der Wälder bekam und die aus dem Inventar herauspringen mußte. Alles erschien so weit schön und gut, aber Nechjudow war traurig und verdrießlich gestimmt, und hauptsächlich schämte er sich. Er hatte gesehen, daß die Bauern, trohden einige von ihnen Worte des Danks sagten, unzufrieden waren und etwas Größeres erwartet hatten. Das Ergebnis war somit, daß er sich dieses entzogen, den Bauern aber nicht das zugewandt hatte, was sie erwarteten.

Am andern Tage wurde die Urkunde mit den Bedingungen unterschrieben, und Nechjudow setzte sich, von einer Abteilung von Dorfältesten begleitet, mit dem unangenehmen Gefühl, etwas nicht zu Ende geführt zu haben, in die, wie der Stationsfuhrmann sie nannte, „hochseine“ dreispännige Kalesche des Verwalters und fuhr nach Verabschiedung von den Bauern, die ihn nicht verstanden und unwillkürlich die Köpfe schüttelten, zur Station. Nechjudow war mit sich selbst unzufrieden. Worüber er unzufrieden war, wußte er nicht, aber er war die ganze Zeit hindurch über etwas traurig und schämte sich.

## Drittes Kapitel.

Von Kusminskoie fuhr Nechjudow nach der Besingung, die ihm als Erbe von den Tanten zugefallen war, derselben, auf der er Katjuscha zuerst gesehen hatte. Er wollte auch an diesem Gute die Angelegenheit mit dem Grund und Boden ebenso regeln, wie er sie in Kusminskoie geregelt hatte, und außerdem wollte er herauszubringen suchen, was über Katjuscha und ihr und sein Kind zu erfahren war: ob es wirklich gestorben war und wie es gestorben war.

Er kam in Panowo frühmorgens an, und das erste, was ihn bei seiner Einfahrt in den Hof überraschte, war der öde, hausfällige Anblick, den alle Gebäude und namentlich das Wohnhaus gewährten. Das eiserne, lange nicht gestrichene Dach war rot von Rost, und einige Platten waren, wahrscheinlich vom Sturm, eingerissen; die Bretterverjähung, mit der das Haus umkleidet war, war stellenweise von den Leuten abgerissen, namentlich dort, wo sie leicht loszulösen gewesen war, wie die ungebogenen rostigen Nägel zeigten. Die Treppen — beide, die vordere und die ihm besonders im Gedächtnis gebliebene Hintertreppe — waren verfault und zerbrochen, übrig geblieben waren nur die Uebergänge; einige Fenster waren anstatt mit Glas mit Bretterverjähung bekleidet, und der Flügel, in dem der Inspektor wohnte, und die Küche, und der Pferdestall, alles war hinfällig und grau. Nur der Garten war nicht verfallen, sondern überwuchert und ineinandergewachsen und stand jetzt vollständig in Blüte: hinter dem Zaun waren blühende Stacheln, Nessel- und Pflanzenbäume wie weiße Wolken sichtbar. Die Syringenhede aber blühte gerade so wie vor vierzehn Jahren, als Nechjudow hinter diesem Syringendusch mit der achtzehnjährigen Katjuscha „das letzte Jahr heraus“ gepfeift und beim Fallen sich an den Brenneffeln verbrannt hatte. Die Lärche, welche Soffa Iwanowna am Hause gepflanzt hatte und die damals an einem Stilkpfahl stand, war jetzt ein großer, zum Balken tauglicher, über und über mit gelblich grünen, zart-wolligen Nadeln bewachsener Baum. Der Fluß war in seinen Ufern und rauschte im Abfluß an der Mühle. Auf der Wiese jenseits des Flusses weidete eine bunt gemischte Herde, die den Bauern gehörte. Der Inspektor und zugleich Buchhalter, ein Seminarist, der den Kursus nicht beendet hatte, trat Nechjudow auf dem Hofe lächelnd entgegen, hörte gar nicht auf zu lächeln, bat ihn ins Gutscomptoir und trat dann, immer noch lächelnd, als verspräche er durch dieses Lächeln etwas ganz Besonderes, hinter die spanische Wand. Hinter der Wand wurde geflüstert, dann verstimmt das Klüstern. Der Fuhrmann erhebt sein Trinkgeld, fuhr vom Hofe, und dann wurde es ganz still. Hernach lief ein barfüßiges Mädchen im gestickten Hemd mit Federbusch an den Ohren am Fenster vorüber, und hinter ihr lief ein Bauer in dicken Stiefeln.

Nechjudow setzte sich ans Fenster, schaute in den Garten und horchte. In das kleine, zweiflügelige Fenster zog mit dem Geruch gepflügten Acker frische Frühlingsluft, und spielte in dem Haar auf seiner schweißigen Stirn und in den Schreißfäden, die auf der zerstückelten Fensterbank lagen.

Flusse Natfchten „tra-pa-lapp, tra-pa-lapp“ einander unterbrechend die Wafchschlägel der Frauen, und diese Töne liefen auf dem im Sonnenlicht glänzenden aufgestauten Flusse hin, und gleichmäßig ertlang das Fallen des Wassers in der Mühle.

Und plötzlich fiel Nechjudow nicht etwa ein, daß er genau so einfiel, als er noch jung und unschuldig war, hier am Flusse den Klang der Schlägel auf der feuchten Wäsche aus dem gleichmäßigen Rärm der Mühle herausgehört, und daß genau so der Frühlingswind in seinem Haar auf der feuchten Stirn und in den Blättern auf der zerschnittenen Fensterbank gespielt hatte, und er stellte sich nicht wieder als achtzehnjährigen Knaben vor, der er damals gewesen war —, sondern er fühlte sich ebenso in derselben Frische, Reinheit und Uneigennützigkeit, erfüllt von den allerumfassendsten Plänen, und wußte doch gleichzeitig, daß er das nicht mehr war, und ihm wurde unendlich traurig.

„Wann befehlen Sie zu essen?“ fragte der Inspektor lächelnd.

„Wann Sie wollen — ich bin nicht hungrig. Ich gehe etwas durch das Dorf.“

„Wollen Sie vielleicht einmal durchs Haus gehen; drinnen ist alles in Ordnung. Bitte, sehen Sie nach; wenn auch an der Außenseite . . .“

„Nein, nachher; jetzt sagen Sie mir, bitte, lebt hier bei Ihnen eine Frau Matrjona Charina?“ (Das war Natjuschas Tante.)

„Gewiß, im Dorf; ich kann auf keine Weise mit ihr zurecht kommen. Sie hat eine Schenke. Das weiß ich, und überführe und schelte sie, aber wenn es ans Protokoll-aufnehmen geht, thut sie mir leid, die Alte mit ihren Entel-Kindern,“ sagte der Inspektor, immer mit demselben Lächeln, das den Wunsch ausdrückte, dem Herrn angenehm zu sein, und die Ueberzeugung, daß Nechjudow genau so wie er selbst alle Sachen verstände.

„Wo wohnt sie? Ich möchte zu ihr gehen!“

„Am Ende des Dorfs, von der andern Seite die dritte Hütte. Auf der linken Seite kommt eine Ziegelhütte und hinter der Ziegelhütte steht ihr Häuschen. Aber ich werde Sie lieber hinbegleiten,“ sagte der Inspektor mit fröhlichem Lächeln.

„Nein, ich danke Ihnen, ich finde schon hin; lassen Sie, bitte, die Bauern benachrichtigen, daß sie zusammenkommen: ich muß mit ihnen über das Land sprechen,“ sagte Nechjudow in der Absicht, sich hier mit den Bauern ebenso auseinanderzusetzen wie in Kusminskoje, „und wo möglich schon heute abend.“

#### Viertes Kapitel.

Nechjudow trat aus dem Thor hinaus und trat auf dem Fußwege, der durch die mit Begerich und wildem Rosmarin bewachsene Austraß gebahnt war, das mit seinen dicken, bloßen Füßen schnell dahinschreitende, schon wieder zurücklehrende Bauernmädchen im bunten Ueberwurf mit Federschmuck an den Ohren. Sie schwenkte schnell die eine, linke Hand, mit der rechten aber drückte sie einen bunten Hahn gegen ihren Leib. Der Hahn mit seinem schaukelnden roten Kamm schien ganz ruhig und rechte sich nur bisweilen aus, oder er hob einen der schwarzen Füße und klammerte sich mit den Krallen an den Ueberwurf des Mädchens. Als das Mädchen an den Herrn herankam, märgte es zuerst seinen Gang und versiel vom Lauffchritt in gewöhnlichen Schritt; als sie aber neben ihm war, blieb sie stehen, warf den Kopf zurück und verbeugte sich vor ihm, und erst als er vorüber war, lief sie mit dem Hahn weiter. Beim Hinuntergehen zum Brunnen begegnete Nechjudow noch einen Alten im schmutzigen groben Hemd, die auf ihrem gekrümmten Rücken schwere, volle Eimer trug. Die Alte setzte die Eimer vorsichtig hin und verbeugte sich genau so vor ihm, auch mit einem Schwung des Kopfes nach rückwärts.

Hinter dem Brunnen begann das Dorf. Es war ein heiterer, heißer Tag, und um zehn Uhr bildeten sich hoch oben schon Wolken und bedeckten bisweilen die Sonne. In der ganzen Dorfstraße stand ein scharfer, beißender und nicht unangenehmer Dünngeruch, der einmal von den Wagen ausging, die sich auf dem glatt gefahrenen, blanken Wege den Berg hinauszogen, dann aber hauptsächlich von dem aufgegrabenem Mist der Höfe, an deren offenen Thoren Nechjudow vorüberschritt. Die hinter den Fuhrern auf den Berg schreitenden Bauern in bloßen Füßen, Hosen und Hemden, die über und über beschmutzt waren,

schaute sich nach dem hohen beleibten Herrn um, der im grauen Hut mit seidnem, in der Sonne glänzenden Band ins Dorf hinaufging und einen um den andern Schritt mit seinem abgetheilten Stoc mit blankem Knauf den Boden berührte. Die vom Feld heimkehrenden Bauern, die im Trab auf dem Kutschbod der leeren Wagen durchgeschüttelt wurden, nahmen die Mützen ab und folgten mit erstaunten Blicken dem ungewöhnlichen Menschen, der auf ihrer Dorfstraße ging; die Frauen traten aus der Pforte und auf die Treppe und zeigten ihn sich gegenseitig, indem sie ihn mit den Augen begleiteten.

Am vierten Thore, an dem Nechjudow vorüberkam, wurde er von knarrenden Wagen aufgehalten, die aus dem Hof herausfahren; sie waren hoch mit festgeklatschtem Mist beladen, und oben lag eine Matte zum Sitzen. Ein sechsjähriger Knabe ging barfuß hinter der Fuhr her. Ein junger Bauer in Dastschuh trieb weit ausschreitend das Pferd zum Thor hinaus. Ein langbeiniges, falbes Füllen sprang aus dem Thor hinaus, scheute aber vor Nechjudow, drückte sich gegen den Wagen, stieß mit den Beinen gegen ein Rad und sprang vor der zum Thor hinaus fahrenden schweren Fuhr vorauf, wobei es voll Unruhe der Mutterstute leicht zuwieherte. Das folgende Pferd führte ein hagerer, bärtiger, barfüßiger Greis in gestreiften Hosen und langen, schmutzigen Hemd; auf dem Rücken ragte sein mageres Kreuz hervor.

Als die Pferde sich auf den festgefahnen Weg gearbeitet hatten, wandte sich der Alte zum Thore um und verneigte sich vor Nechjudow.

„Bist unsrer Fräulein lieber Kesse?“

„Ja, ja.“

„Glück zur Ankuft; bist wohl gekommen, um uns zu besuchen?“ begann der redselige Alte.

„Ja, ja. Nun, wie lebt Ihr hier?“ fragte Nechjudow, der nicht wußte, was er sagen sollte.

„Wie unser Leben ist? Unser Leben ist ein sehr, sehr schlechtes Leben!“ zog der redselige Alte gleichsam mit Vergnügen in die Länge.

„Warum ist es schlecht?“ fragte Nechjudow und trat in den Thortweg.

„Ja, was für ein Leben? Das allerjchlechte Leben,“ sagte der Alte und folgte Nechjudow nach dem Raum unterm Wetterdach.

Nechjudow trat hinter ihm unter das Dach.

(Fortsetzung folgt.)

### König Harlekin.

(Wiener Volkstheater.)

In wenigen Worten ist das Stück nicht abzuthun. Vielleicht ist es der komplizierteste Fall, den die Saison überhaupt gebracht hat, womit zunächst keineswegs etwas Schmeichelfhaftes gesagt ist. Große Dramatiker sind eigentlich nie kompliziert. Das Wort hat etwas, das an Räder und Räderwerk, an mechanische Arbeit, an intelligente Mache erinnert. In komplizierten Stücken hat es immer an Gestaltungskraft gefehlt. Auch Hebbel und Ibsen sind sterblich, wo sie kompliziert sind. Und die Kompliziertheit Lothars ist nicht einmal von ihrer Art, sondern von einer andren und zwar von keiner besseren.

Bei Hebbel hängt das Komplizierte mit der Leidenschaft des Denkens zusammen; bei Ibsen mit einer gewissen Skepsis gegen die moderne Psyche, mit einem gewissen Mißtrauen, das dem Helden den pathetischen Schwur nicht glaubt, sondern boshaft untersucht, ob hinter dem Schwur nicht gewöhnliche Krämerinteressen liegen. In beiden Fällen hängt das Komplizierte mit der genialen Begabung zusammen, wenn auch nur wie der Schatten mit der Sonne. Hebbel und Ibsen sind große Dichter und ganze Menschen — nur in ihren Dichtungen bleibt mitunter ein gewisser komplizierter Rest, der mit der Zeit verschimmeln wird. Herr Lothar ist eigentlich kein Dichter und durchaus kein ganzer Mensch: er selbst ist kompliziert, eine Kreuzung von allerlei literarischen Einflüssen; ein fleißiger Mann, der manches gelernt hat, aber leider kein Mann. Den Fleiß giebt er in seinem Stück. Daß er den Mann schuldig bleiben muß, versteht sich von selber.

Interessant bleibt die Arbeit unter allen Umständen, wenn vielleicht auch mehr für den analysierenden Kritiker, als für den naiven Zuschauer. Es handelt sich eben weit mehr um einen „Fall“, als um eine Dichtung, um eine literarische Erscheinung, die als Symptom einer gewissen Zeitströmung etwas bedeutet, ohne selbst bedeutend zu sein. Die symptomatische Bedeutung liegt vor allem im Motiv, das in seinem graziösen Reichtum (auch an Tiefe fehlt es nicht) fast zu der Annahme verführen könnte, daß es von

## Kleines Feuilleton.

elnem Dichter gefunden sei. Leider widerlegt das Stück, das Herr Lothar aus dem Motiv herausgeholt hat, das günstige Vorurteil in der blüdigsten Weise. Es schildert einen sittenlosen Prinzen, der irgendwo und irgendwo zur Herrschaft berufen wird. In seinen Wanderjahren hat er eine Gaullertruppe gemietet, die ihm mit ihren Spähen die Zeit vertreiben sollte. Besonders den Harlekin hat er sich zu allerlei Diensten abgerichtet, zu denen sich ein Harlekin nun einmal hergeben muß und zwar nicht nur anno dazumal, sondern auch heute, sei es nun, daß er seine Poffen auf der Bühne oder in der Zeitung an den Mann bringt. Allzu ängstlich und allzu empfindlich darf die lustige Person nicht sein — das liegt im Handwerk. Dafür hat das Handwerk eben eine ganze Reihe von andern Vorzügen, z. B. den, daß man in seiner Garderobe erstarrt sein kann als die gewöhnlichen Menschen, die nie einen Wurzelbaum schlagen. Der Harlekin des sittenlosen Königs nun hatte seinen Stand begriffen und war ein stinker Vursch, dem ich gern die Hand drücken würde, falls ich ihm irgendwo (er lebt ja „irgendwo“) begegnen sollte. Er konnte sich prügeln lassen, ohne den Humor zu verlieren — ja, er konnte sogar andre peitschen und behielt ihn trotzdem. Er konnte Maske, Tracht und Geberde des Königs annehmen, und wurde doch kein Schuft wie der König selber. In der Maske seines Herrn nahm er die Gefahr der Liebeshändel auf sich und überließ ihm den trägen Genuß, was in den meisten Fällen wahrscheinlich ein sehr guter Handel gewesen ist, wenigstens für Harlekin, der eine noble Seele hatte und die Gefahr liebte. Nur einmal verweigerte Harlekin den Dienst; aber man darf es ihm nicht übel nehmen, da es seinem Handwerk an den Krügen ging. Er hatte natürlich — wie jeder ordentliche Harlekin — seine Kolumbine und gerade diese wollte der Pavian von einem König haben. Er konnte natürlich nicht zulassen, daß dem Spaß ein so trauriges Ende gemacht wurde und so rettete er ihn, indem er in einem Unfall von Ernst den König erstach. Schließlich mußte er aber auch sich retten, um den Spaß zu retten, und so machte er von seiner alten Kunst Gebrauch: er nahm Maske, Tracht und Geberde des Königs an, führte blutige Kriege, schrieb neue Steuern aus und wurde vom ganzen Volk für einen echten König gehalten. Einen Augenblick ergriff ihn der Zauber der Macht, aber bereits im nächsten Augenblick erkannte er, daß er nur eine Rolle spielte — und obendrein keine beneidenswerte. In seinem Palast spulte etwas, daß ihm Grauen einflößte und das die Gelehrten „Die Staatsnotwendigkeit“ nannten. Er sah, daß er im letzten Grunde machtlos war und kam zu der Ansicht, daß man berauscht, blind oder eitel sein muß, um sich der Geschichte gegenüber für einen König zu halten. Um diese Zeit erwachte die Sehnsucht nach Kolumbine, nach Schminke und Beifall, nach Ernst und Verachtung, nach Gaullerliebe und Gaullereifersucht. Er warf den Königsmantel hin wie alten Theaterplunder, riß sich den falschen Bart aus dem Gesicht, sprang auf die Bühne und agierte seinem Hofstaate Spähe vor, die ihm nur darum den Kopf nicht kosteten, weil die Höflinge keinen hatten. Dann zog er weiter mit Kolumbinen durch die Lande.

In diesem Motiv wie in dem ganzen „Maskenspiel“ steckt die Sehnsucht nach Romantik und bunten Farben, die uns allen — so leugnen wir doch nicht! — eigentümlich ist. Wir sehnen uns alle aus den naturalistischen Zeichenkammern heraus, wir sehnen uns alle nach Pracht und Leidenschaft und die Frage ist nur, wie wir in jene wilde Landschaft hineinkommen, ohne die Zeit, in der wir nun einmal leben, zu verraten. So macht Gewissen Feige aus uns allen.

Herr Lothar macht es sich etwas leichter. Er biegt in das bunte Land der Maskenspiele ab, wo das historische Gewissen ein unnützer Ballast ist. Seiner Arbeit, so sehr sie an manchen Stellen interessiert und fesselt, fehlt es doch immer an Uebermut im Scherz und an Kraft im Ernst. Vor allem aber steckt in der Komposition ein Fehler, der der Komödie verhängnisvoll wird, so wenig er dem Zuschauer auch zum Bewußtsein kommen mag. Die schließliche Ohnmacht des Königs, die uns Harlekin klar machen soll, kommt nicht zum Ausdruck. Harlekin hätte so zu sagen unmittelbar unter das Schicksal gestellt werden müssen; er hätte an der geschichtlichen Notwendigkeit scheitern müssen, während er tatsächlich an einem eisernen Kanzler scheitert. Nun kann man aber einen Kanzler todt schlagen, oder kann ihn entlassen, und daß Harlekin keins von beiden thut, beweist blüdig, daß er zum König kein Talent hatte. Daß er unter diesen Umständen auf Thron und Purpur verzichtet, ist nur ein mäßiges Kunststück. Der vernichtende Humor des Stücks kommt nicht zum Ausdruck. Der König fällt, aber der Kanzler bleibt übrig. Lothars Pflicht wäre es gewesen, auch diesen in sein Nichts aufzulösen.

Alles in allem genommen bin ich den Wienern für die Arbeit doch dankbar. Sie ist mehr gemacht als gedichtet, enthält böse Theater-situationen, vielleicht sogar eine leise Spekulation auf den Komödiantenultus Wiens, aber sie enthält auch Geist, Verstand und ein Stück unsrer Sehnsucht. Der Darsteller des Harlekin ließ Schwung und Größe vermessen. Frau Ketty als Kolumbine war von entzückender Wahrheit und Herr Bergen, der einen blüdfühnigen Prinzen zu spielen hatte, erfreute durch seinen unerschrockenen Realismus. Der Darsteller des Tancred war besser an seinem Platz, als kürzlich in einer modernen Komödie. Ganz an seinem Platz ist er wohl nie. — **Erich Schläpfer.**

**ck. Antike und moderne Gymnastik.** Ueber antike und moderne Gymnastik hat nach einem Bericht der „Wochenschrift für klassische Philologie“ der auch in Sportfragen sehr erfahrene Gelehrte Ferdinand Hülpe einen interessanten Vergleich angestellt. Hülpe glaubt, daß an hervorragenden athletischen Einzelleistungen die neue Zeit nicht hinter denen der klassischen Periode der Griechen zurücksteht. Die Leistung des Dytos, der einen im olympischen Peloponnes mit einer Inskript bezeichneten Block von 143 Kilogramm über den Kopf nahm und von sich stieß, stellt Hülpe eine Anzahl neuerer Kraftstüde zur Seite. Bei der bekannten Leistung des Krotoniaten Milon, der bei den olympischen Spielen ein vierjähriges Kind über die Nembahn trug, weist er auf die im Peloponnes verbreitete kleine Hinderrasse hin. Die heutigen Lastträger (Hammals) in Konstantinopel leisten auch Unvergleichliches. Den Sprung der griechischen Fünfstämpfer führt Hülpe auf einen Dreisprung zurück, da ein einfacher Weitsprung von 50 und über 50 Fuß, wie er von antiken Schriftstellern angegeben wird, nicht möglich ist. In einem Stadium, wie in Olympia und Delphi war aber der Dreisprung nicht möglich, denn die Laufschwelle, von denen aus der Sprung gerechnet werden mußte, sind vom Anfang des Stadiums 10,25 Meter, vom Ende nur 8 Meter entfernt. Für den notwendigen tüchtigen Anlauf reicht das nicht aus. Für den Anlauf und die beiden Zwischensprünge muß überdies die Bahn gleichmäßig fest sein. Nur der letzte Sprung auf beiden geschlossenen Füßen muß in aufgetragenen Boden erfolgen. Am Stadium fehlte eine eigentliche Springbahn. Der Wettkampf im Springen fand daher nach Hülpe in der Palästra statt, wo sich der dafür hergerichtete Belag von Thonplatten noch befindet. Hülpe weist zahlreich nach, daß neuere Leistungen im Dreisprung denen des Phaulus und Chionis nicht nachstehen. Die Uebungen im Fünfstämpfer hatten nach ihm folgende Reihenfolge: Sprung in der Palästra, Lauf, Diskus und Speerwurf im Stadium. Das Ringen fand wahrscheinlich in der Palästra statt, nachdem die Zuschauer sich dorthin zurückbegeben hatten. —

**Vom Moorbrand in Ostfriesland.** Alljährlich, so schreibt man der „Rhein. Westf. Ztg.“ aus Papenburg, werden aus dem Binnenland lebhaft Klagen über den gerade in dieser Jahreszeit so lästig empfundenen Moordampf auch Harrauch oder Henrauch genannt, erhoben. Das Brennen der Moore zur Buchweizenfaat war schon in den Zeiten des Mittelalters gebräuchlich. Nach dem bekannten emsländischen Geschichtsforscher Diepenbrock reichen die Nachrichten in dieser Beziehung bis zum Jahre 1583 zurück, wo der damalige Drost des Emslands vom Moorbrennen als von einer uralten Gewohnheit spricht und zugleich Maßnahmen gegen eine Fortkragung des Feuers anordnet. Später, als das Brennen der Moore in immer ausgebeuteterer Maße betrieben wurde, wodurch die Schafweiden und Wildbahnen stark beeinträchtigt wurden, wurde mittels einer Verordnung vom 24. Mai 1701 das Brennen z. B. des Moors unter Androhung einer Geldstrafe von 25 Goldgulden verboten. Das Brennen der Moore zwecks Buchweizenbestellung ist im Emsland und im oldenburgischen Gebiet traditionell geworden und nur durch Unterstützung der meist in ärmlichen Verhältnissen lebenden Kolonisten seitens des Staats durch billige Hergabe von Kunstböden würde den altherwürdigen Gebrauch des Moorbrennens und die durch den Dampf bezw. Rauch entstehende Belästigung nach und nach verdrängen. Bemerkenswert sei, daß infolge der trocknen Witterung das Moorbrennen fast beendet ist. —

### Theater.

Im Karl Weisk Theater ist Sonntag zum erstenmale „Kämpfende Armuth“, ein soziales Drama in drei Akten von Gustav Körner, gegeben worden. Daß das Stück mit tosendem Beifall überschüttet wurde, will an sich nicht viel bedeuten, da dies Schicksal in der Frankfurter Straße unterschickslos auch dem elendesten Ausstattungschmarren beschieden ist. Wohl aber darf gesagt werden, daß das neue Drama sich recht vorteilhaft vom Durchschnitts-Repertoire dieser Bühne abhebt.

Es wird in dem Stück mit derben Strichen ein echtes und rechtes Kapitalistengemüt vorgeführt, das rücksichtslos alles zu Grunde richtet, was sich ihm in seinem Vereicherungsstreben entgegenstellt. Ihm gegenüber steht in recht geschicktem Aufbau die Gruppe der Bedrückten, aus der sich insbesondere ein als Kuli mißhandelnder Redacteur und ein von dem Kapitalisten schließlich in den Tod getriebener Werkmeister abheben. Weisk leidet die Wahrscheinlichkeit im Drama zuweilen durch allzufrüher aufgestrichene Mißfälligkeit, aber diese kleine Fatalität soll uns nicht hindern, die fundige und energische Bearbeitung des Stoffs anzuerkennen.

Die Darsteller waren mit Lust bei der Sache und wurden ihrer Aufgabe nach Kräften gerecht. Besonders hatten sich die Herren Bach, Jürgas, Felsch und Dill um den Erfolg bemüht. —

### Musik.

Ein neues Operettensensemble eröffnete in Lessingtheater die Sommerfaison mit „Daisy (Arunaway girl)“. Dieses von zahlreichen Autoren usw. flammende Stück ist nun wieder die richtige englische Burleskoperette, wie wir sie neulich gekennzeichnet haben. Vor allem handelt sich's dabei um den unaufrichtigen Zug des Tanzens und Tänzelns und des Armschwingens vor, rück-

und seitwärts, der sich mit erschütterlicher Gesäßlichkeit der Mache im dritten Akt zu einem, nur ob und zu von Unvermeidlichem unterbrochenen, quadrillartigen Fortwärtss- und Rückwärtsschwingen aller Personen steigert. Dann aber sind hier der Komiker und die Komikerin echt englisch; solche dürfen sich in England nicht, wie bei uns, mit Wit, Heiterkeit und Coupletgesang begnügen, sondern müssen auch mit und aus allen Leibeskräften sich hin und her werfen und weiß Gott was noch machen können. Hier kommen sie — ein Jodoch und eine Kammergose — zuletzt gar noch als Mohnen mit einem effektvollen Tanz. Neben all dem ist die Hauptfache Nebenfache. Daisy Gray, Pensionärin in einer Klosterschule auf Korsika, brennt durch und schleicht sich (was ihr der Bruder Kellermeister nachmacht) einer wandernden Sängertuppe an, bei der sie schließlich nach obligaten Verwid- und Wechselungen von ihren Leuten wiedergefunden wird. Die Textform ist die alte: Abwechslung von Dialog und „Nimmeru“; der Text die alte Aneinanderreihung von Späß, Sentimentalität und Anstimm; die Musik die alte Weise des wenig veränderten Wiederabdrucks alter Formen, mit um so Mehr von dem wohlbekannten tafelmäßigen Gestampfe, als ja ohne das die Weine nicht stampfen, die Arme nicht schwingen, die Körper nicht wackeln würden. Die Diverstie fängt mit einem sehr aufrichtigen Gestampfe dieser Art an; um die Instrumentation machen sich die Komponisten hier und im übrigen wenig Sorge, ausgenommen „Der Nachtigall Lieb“ im 2. Akt. Dann aber kommen manche nicht üble und manche recht hübsche Melodien, bald tanzender, bald sentimentaler, bald ulziger Art, die dem Publikum erschällig ebenso wie die „Witze“ einleuchten und eingehen und zum Teil wohl bald von den Dächern zu hören sein werden. Hervorgehoben seien: „Meerumraucht Heimatland“ des Führers der Sängertuppe (das einem freilich in den Wiederholungen bald überdrüssig werden kann) und der Glodenchor der Pensionärinnen; beide Stücke verbinden sich wirkungsvoll zu dem ersten Finale, dem dann die beiden andern Finale lang nicht gleichkommen. — Daß an Kollimen, Dekorationen u. dgl. Gewaltiges geleistet wurde, bedarf wohl nicht einer Erwähnung; doch muß immerhin anerkannt werden, daß sich all dies einigermaßen natürlicher und Ganze einflügte, als es bei unseren Berliner Ausstattungspossen zu geschehen pflegt.

Die künstlerische Rettung des Abends geschah durch Adele Krauß als Trägerin der Hauptrolle — ein trefflicher, wohlklingender und leicht beweglicher hoher Sopran von Soubretten-Koloratur. Die leichte Beweglichkeit kommt in den zum Teil sehr schwierigen Gesängen, namentlich des zweiten Akts, gut zur Geltung, sollte aber die Sängerin nicht verleiten, den Ton fast ausnahmslos etwas unruhig zu halten — auch abgesehen von einer anfänglichen Unbehörigkeit oder Schen. Fräulein Krauß spielte auch recht geschickt, wenngleich das „Ausreizernadl“ noch mehr als Wüßfang dargestellt werden könnte. Hüßlich gelungen haben auch Katharina Angelo als Nichte des um Daisy bemühten Engländerpaars und Ferdinand Worms als Bruder Kellermeister. Der übrigen gab es viel von dem süßlichen Schlechtlingen eines Operettenpersonals, zumal eines sommerlichen. Durch vorzügliches Spiel trat sich Constanze Finzer als die Komikerin hervor. Orchester und Chor waren ziemlich minderwertig, zu Beginn sogar fast unausstehlich; die Regie machte einen guten Eindruck. Der Erfolg dürfte trotz einigen Fehlschüssen gesichert sein; „erschienen“ ist niemand, obwohl zuletzt eifrig nach dem Balletmeister Eugen Chlebus gerufen wurde. — sz.

**Völkerkunde.**

Die Tabakspfeife in der Völkerkunde. Die Friedenspfeife, die der Indianer im Kreise seiner Stammesgenossen schmachtet, ist mit der Beliebtheit aller Indianergeschichten in der ganzen Welt bekannt geworden. Die Rauchsitzen der Indianer haben aber auch eine erhebliche völkerkundliche Bedeutung, und nie zuvor ist diese in so wissenschaftlichem Sinne zum Ausdruck gebracht worden wie in einem umfangreichen, durch viele Tafeln illustrierten Werke von Joseph McGuire „Pfeifen und Rauchsitzen bei den amerikanischen Ureinwohnern“, worin das merkwürdige Material des Museums der vereinigten Staaten zur Bearbeitung gelangt ist. Diese Reliquien der Ur-Amerikaner sind besonders in Gräbern des Ohio- und Mississippi-Thales gefunden worden und bestehen teils aus Steinen oder Holz, teils aus Elfen und Terracolla. Die Gestalt der Pfeifenlöpfe ist von unerhöplicher Mannigfaltigkeit, einige stellen Vögel und Vögelköpfe dar, andre Mäuse und sonstige Nageltiere, Kröten und Fische, Eidechsen, ganze menschliche Körper in liegender, sitzender oder hockender Stellung, menschliche Hände und Gesichter und andre mehr. Am häufigsten waren die Pfeifenlöpfe im alten Amerika röhrenförmig, was uns wenig geeignet erscheinen will. Da sind z. B. Steinröhren mit einem Mundstück aus Knochen, Sandsteinröhren, Pfeifenröhre aus Löffelhorn, aus Speckstein, aus Kupfer, ganz aus Knochen usw. Außerdem kommen steinerne Pfeifenlöpfe in der Gestalt von Ulnen vor, wieder solche aus Stein mit Löchern zur Befestigung eines Riemens zum Umhängen, Pfeifen aus Hirschgeweih, solche aus Versteinerungen gearbeitet, Pfeifen aus hartgelbem Eisen, Pfeifen in Gestalt von Tomahawks, Pfeifen tierlich mit Federn besetzt. Aus diesem unerhörten Formenreichtum, den die Tabakspfeife bei den alten Indianern angenommen hatte, kann man schließen, daß die heutige Manufakturarbeit mit der jener alten Völkstämme kaum einen Vergleich aushalten kann, zumal in Betracht gezogen werden muß, daß damals die Kunstfertigkeit auf einer niedrigeren

Stufe stand und die Tabakspfeife geradezu in den Mittelpunkt des Kunstgewerbes stellte. In dem erwähnten Werk findet sich auch eine Nachbildung der ältesten Darstellung eines Rauchers, des reichgekleideten Jünglings der Chiapas, der aus einer langen Röhrenpfeife dicke Rauchwolken hervorbläst und, nach seiner eigenartigen Grimasse zu schließen, an seinem Thun das größte Wohlgefallen empfindet. Die Sitte des Tabakrauchens war den Indianern Südamerikas eigentümlich, während die des Tabakrauchens überhaupt nicht sicher nachweisbar ist. —

**Aus dem Tierleben.**

Das Ausbrüten des Känguruh's. Ueber die Art und Weise, wie die Känguruhmutter ihr Junges zum völligen Ausreifen in die Venteltasche prallt, bringt der „Zoologist“ aus dem Tiergarten zu Melbourne folgende Beschreibung. Es handelt sich um den *Macropus giganteus*. In dem Augenblick, wo das Junge auf die Welt kommt, seht sich die Mutter darauf anrecht, daß sie den Schwanz nach vorn legt und mit den vorderen Pfoten hält. Das Junge gleitet also direkt nach seiner Geburt auf den innen weichen Schwanz, von wo es sofort von den Lippen der Mutter gepackt und in die Venteltasche gesteckt wird. Es ist noch sehr wenig entwickelt, kaum 4 Centimeter lang und der Mund ist scheinbar nur ein rundes Loch, das noch nicht in Stande ist, irgend eine saugende Thätigkeit zu verrichten. Sobald die Mutter den Schwanz nicht mehr zu halten braucht, hält sie mit den Vorderpfoten die Tasche weit offen und bringt dann das Junge an die Spitze, deren Spitze lantig ist. Hat das Junge nun glücklich die Spitze im Mund, so braucht sich die Mutter nicht mehr um das Kind zu kümmern, es bleibt einfach fest an seiner Nährquelle liegen, bis es völlig ausgewachsen ist. — (Mutter Erde“)

**Humoristisches.**

Popularität. Fürst: „Nun, wie schmeckt es Dir, mein Lieber?“  
 Goldknecht: „Arbeit und Gebet und die Liebe zu meinem gnädigen Landesfürsten wärzen mir die rauhe Kost.“  
 Fürst: „Praver Mann! Wer hat Dir diese goldnen Worte in den Mund gelegt?“  
 Goldknecht: „Der Herr dahint“ und fünf Mark hat er spendiert.“

Adlige Weltanschauung. — — Ehre, Liebe und Hunger sind es, die die Welt bewegen; für die Ehre haben wir das Duell, für die Liebe das Corps de Ballet und für den Hunger, Gott sei Dank, die reiche Heirat.“ — (Simplic.)

**Notizen.**

Leo Tolstoj hat ein neues Werk „Modernes Elbentum“ vollendet, in dem er die städtischen Lebensbedingungen, ihren Einfluß auf das Leben, sowie die Lage der arbeitenden Klasse schildert. —  
 „Der letzte Knopf“ von J. v. Ludassy, dessen Aufführung von der Berliner Censurbehörde verboten wurde, hat als Buch bereits die dritte Auflage erreicht. —  
 Ludwig Zula hat, wie das „V. Z.“ berichtet, sein Amt als Vorsitzender der Freien Bühne niedergelegt und ist aus dem Verein ausgetreten. —  
 Das vierzehnte schlesische Musikfest wird unter Leitung von Dr. Wind und unter Mitwirkung von 935 Sängern in Görlitz abgehalten werden. —  
 Graben-Hoffmann, der Komponist der „Falschmalhunderttausend Teufel“ ist hochbetagt in Potsdam gestorben. —  
 Professor Richard Friejes Gemälde „Zu spät“ wurde von dem Stadtmuseum in Stettin angelauft. —  
 Ludwig Detmanns Triptichon „Die Arbeit“ ist von der städtischen Galerie in Ebersfeld angelauft worden. —  
 Bei der Versteigerung der Albrecht Dürer-Sammlung aus dem Nachlaß von Cornil d'Orville in Stuttgart wurden einzelne Kupferstiche bis zu 12000 M. bezahlt. Von den Holzschnitten ging eine „Offenbarung Johannis“ mit 6270 M. fort. —  
 In der letzten Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften teilten die Herren Ballot und Carna bezüglich der Anwendung der drahtlosen Telegraphie bei Luftballons mit, daß die in dieser Hinsicht angestellten Experimente den Beweis erbracht haben, daß die Herzschen Wellen sich nicht nur horizontal, sondern nach allen Richtungen hin verbreiten. —  
 Das Kabelschiff der Deutsch-Atlantischen Telegraphen-Gesellschaft hatte bis zum Sonnabendmorgen 1126 Meilen Kabel ausgelegt. —  
 Dem Hochschießen des Salats ist nach dem „Prakt. Bewg.“ dadurch abzuhelfen, daß man den Strunk dicht über dem Erdboden mit einem scharfen Messer bis zur Hälfte einschneidet. —  
 40 Millionen Kilogramm Tabak konsumiert Paris jährlich, d. h. genug, um den Eisselmen vom Boden bis zur ersten Etage, 56 Meter hoch, zwischen seinen vier Pfeilern vollständig auszufüllen. —